

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ

Band: - (1985-1986)

Heft: 13

Artikel: Sie, er, es und ihre Beziehung zum Unbewussten : Überlegungen zu einer deutschen Angst

Autor: Kotthoff, Helga

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054744>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

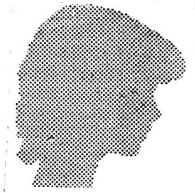
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie, er, es und ihre Beziehung zum Unbewussten



Überlegungen zu einer deutschen Angst

In Zürich, in der Roten Fabrik, erzählt ein Lehrer über seine Gefühle beim Umgang mit nicht-sexistischer Sprache.

Ja, es geht wieder einmal um Sprache, um unsere gute alte Muttersprache, die in Wirklichkeit eine Vatersprache ist, weil sie die Mütter und Töchter hinter den Vätern und Söhnen unsichtbar werden lässt. Vom «Harvard Crimson» über die «New York Times» bis zum Schweizer «Tagesanzeiger» hat sich die Medienwelt nun zu Wort gemeldet dazu, ob es einfach «Politiker» heissen soll, weil man sich dann auch Frauen vorstellt oder ob, da letzteres eben nicht stattfindet, ausdrücklich mit «Politikerinnen und Politiker» der weibliche Teil derselben sichtbar gemacht werden soll. In Amerika tun sich breite Kreise doch weniger schwer mit der Erkenntnis, dass die Sprache patriarchalisch deformiert ist und einige Kuren und Amputationen benötigt. Grosse renommierte Verlage wie McGrawHill und Random House haben schon vor 10 Jahren Richtlinien zu einem nicht-sexistischen Sprachgebrauch herausgegeben. Viel stärker als bei uns hat sich dort bei Stellenanzeigen und in wissenschaftlichen Veröffentlichungen eine Sprache etabliert, die die Frauen sichtbar macht und sie nicht einfach unter einem «he» verschwinden lässt. In Hessen sollen jetzt ebensolche Richtlinien herauskommen. Gut! Ein Fortschritt! Es bewegt sich was.

Sichtbarkeit von Frauen macht Angst

Zurück zu dem Lehrer. Er hat mit Schülerinnen und Schülern anhand der Bücher von Luise F. Pusch und Senta Trömel-Plötz eine Unterrichtseinheit entwickelt. Auf das Thema, wie die deutsche Sprache Frauen behandelt, seien die Jugendlichen sofort angesprungen, hätten toll mitgemacht, seien sehr erfingungsreich gewesen in der Kreation von Ausdrücken, die beiden Geschlechtern gerecht werden. Null Komma nix hatte sich der neue Sprachgebrauch etabliert — doch was nun? Eitel Freude? Weit gefehlt. Der Lehrer kriegt Angst.

Ich schaue mir den Mann an, finde ihn weder sympathisch noch unsympathisch, merke aber, dass er es auf eine ungewöhnliche Art ernst meint. Er sagt, was wohl die meisten, die, mit der sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann konfrontiert sind, fühlen. Plötzlich seien die Frauen so wahnsinnig dominant gewesen. Genau! So empfinde ich es auch. Ungehörig. Irrsinnig viel Raum reissen sie da an sich, das Männliche verschwindet unter all den

Quer- und Schräg- und Balkenstrichen. Das dreisteste erlauben sich die Schweizerinnen, die einfach ein I als Trennungsstrich hernehmen: StudentInnen statt Student/innen. Da stehen doch im Grunde genommen nur noch die weiblichen Formen, unter die der Mann sich subsumieren darf. Das registrieren manche Männer mit hochempfindlicher Antenne. Schon fürchtet ein kleines Journalistlein namens Nick im Tagesanzeiger, bald sei wohl nur noch von den männlichen Journalistinnen die Rede. Das, was für Frauen tagtägliche Normalität ist, würde sich offensichtlich kaum ein Mann bieten lassen. Sie scheinen ein gutes Empfinden dafür zu haben, in welche Richtung welche Worte die Phantasien und Empfindungen lenken. Der Mann in der Roten Fabrik benennt etwas, was sozusagen des Pudels Kern ist in der Debatte ums Femini- und Maskulinum: es ist ein so starker Wandel in den mit unserer Sprachverwendung einhergehenden Gefühlen involviert, dass viele gleich alle ihre inneren Türen zuschlagen müssen. Bloss das nicht an sich ranlassen. Dauernd Frauen vor dem inneren Auge. Unheimlich. Dies wiederum darf aber nicht zugegeben werden, darf nicht einmal auf die Bewusstseinssebene gehoben werden, denn Angst ist ein Eingeständnis von Schwäche, und die muss der Mann im Auftrag der schwarzen Pädagogik verachten.

Veränderung der Sprache — geht das?

Es gibt genügend Stoff für rationalisierte Abwehr. Manche finden es schlicht unnötig und überflüssig; andere meinen, bewusst sei noch nie ein veränderter Sprachgebrauch herbeigeführt worden. Sprache scheint sich in diesen Theorien irgendwie, vom Himmel her vielleicht, selbst zu richten. Wieder andere wollen die Gesellschaft ändern und die Veränderung der Symbole einem dabei entstehenden starken Wirbelwind überlassen.

Alles kann widerlegt werden. Unnötig ist die Veränderung nicht, da wir wissen (wissenschaftlich erhärtet!) dass wir uns unter «die Römer» tatsächlich Männer vorstellen. Meist verraten es die Texte ja selbst. In der «Zeit» vom 14. September 1984 war ein Artikel über die schlechten Berufsaussichten von Wissenschaftlern. Gut, dachte ich leichtsinnig, da wirst Du auch gemeint sein. Recht bald war dann aber von den Frauen der Doktoranden die Rede, die letztere miternähren, da kein Stipendium vorhanden. Wir, die wir weder Stipendium noch Frau haben, fallen gleich ganz unter den Tisch.

Fälle von bewusstem Einwirken auf

Sprache erleben wir täglich — allerdings von den Herrschenden. Dies passiert so subtil, dass nur sehr wache Geister es merken. Woher kommen denn Begriffe wie «Nachrüstung» und «Entsorgungspark»? Was soll die merkwürdige Präfigierung? Die kleinen Morpheme erfüllen ihren Zweck. Sie verdrehen Tatsachen und verniedlichen lebensbedrohliche Sachverhalte. Soll das Zufall sein? Was mich ärgert ist, wie unpolitisch viele, vor allem Linguisten, die Sprache sehen. Sie ist immer ein wichtiges Politikum gewesen und das auch ohne Linguisten. Die Mächtigen wissen das und nutzen es für sich aus. Sie haben (per Presse) die Möglichkeit, vornehm und leise ihre Definitionen durchzusetzen, während wir zu unfeinem proletarischem Gepolter anheben müssen, wenn uns was nicht passt.

Z.B. können sie uns täglich (im Fernsehen, im Radio, in Zeitschriften etc.) aufschwätzen, dass Kritiker/innen der bundesdeutschen und der schweizerischen Gesellschaftsordnung Kommunisten sind, die anderen sind Demokraten. Das Wort «Kommunist» bekommt durch den es umgebenden Text in der Regel einen negativen Beigeschmack, das Wort «Demokrat» einen positiven. Kommunismus ist also etwas Schlechtes, Demokratie ist etwas Gutes. Kommunismus ist nicht Demokratie. Demokratie ist das, was wir haben, eine feste Sache. «Drüben» haben sie Kommunismus, eine ebenso feste Sache. Wer nicht für unsere Demokratie ist, ist dagegen, ist Kommunist, will uns was kaputt machen.

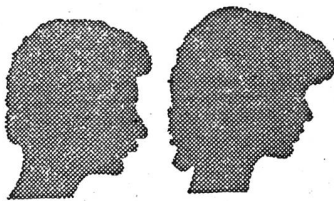
Die meisten Leser/innen der FRAZ wissen vermutlich, wie mühsam es sein kann, in Gesprächen mit «Etablierten» diese Begrifflichkeit aufzuweichen, anzuzweifeln, zu verändern. Im Ostblock ist dieses Politikvokabular ganz anders aufgefüllt. Diese Tatsache allein zeigt schon, dass Sprache etwas Gemachtes ist.

Auf der Ebene des Wortes kämpfen

Wir sind bei der alten Frage von Sein und Bewusstsein und Sprache angekommen. Zum Zusammenhang der Symbole mit der Gesellschaft möchte ich mit dem russischen Semiotiker Valentin N. Vološinov darauf hinweisen, dass das Sein sich im Zeichen bricht. Es gibt keine einfache Widerspiegelung zwischen Sein und Zeichenwelt. Im Zeichen überschneiden sich unterschiedliche gesellschaftliche Interessen, die es in allen Gesellschaften gibt. Das Zeichen ist ebenso Arena des Kampfes wie es andere Bereiche der Realität auch sind.

Nehmen wir z.B. das sprachliche Zeichen «weiblich». Der undenkbarer Fall von einfacher Widerspiegelung könnte vielleicht so aussehen: gebärfähig = weiblich. Dass es so nicht läuft, dürfte klar sein. «Weiblich» war zu allen Zeiten viel mehr oder auch weniger. Es bezeichnete und bezeichnet Eigenschaftskonglomerate von schön bis passiv und hingabefähig. An diesen Eigenschaften wurden die weiblichen Menschen gemessen, nicht das Wort an ihnen, denn dann hätte dieses Adjektiv die Konnotation «passiv» nie haben dürfen. Immer wieder kämpfen Frauen um dieses Wort, indem sie versuchten, Vorstellungen von Kompetenz und Stärke in ihm unterzubringen.

Das kluge Buch des marxistischen, von Stalin verfolgten Semiotikers (Marxismus und Sprachphilosophie 1930/1975 Ffm, Ullstein) empfehle ich vor allem unseren linken Freunden, die unsere Kämpfe auf der Ebene des Wortes ebenfalls mitunter unverständlich finden. Sie haben Wesentliches nicht verstanden. Aber (und auch dies gehört zum linken know how): Zum Erkennen brauche ich Erkenntnisinteresse. Vielleicht fehlt ihnen das, weil sie unter den sprachlichen Verhältnissen nicht leiden.



Worte wecken Gefühle

Zurück zur Angst, von der ich immer wieder wegglaube. Gäbe es die nicht, wären die Bemühungen, Feministinnen zu verstehen, vielleicht grösser. Es muss auf einer viel tieferen Ebene als der kognitiven etwas los sein, um eine solche Front von Abwehr gegen die Sichtbarmachung von Frauen aufzufahren. Auch die vielen Witzeleien, wie z.B. in der «Zeit» von Dieter E. Zimmer (Nr. 17/1984: «Zitronenfalterinnen» und «Rollmöpsinnen») lassen das Trappsen der Nachtigall hören. Der Witz und seine Beziehung zum Unterbewussten. Da hatte der alte Freud wohl recht, als er schrieb, im Witz werde Bedrohliches verarbeitet. Damit kommen wir weiter. Meine Intuitionen sagen mir, dass es mit der Verdrängung von Unerlaubtem zu tun hat, wenn wir uns gegen die Verwendung des femininen Genus sträuben. Und so komme ich mir auch selbst auf die Spur. Wenn ich in Situationen, wo ich mich nicht zu Hause fühle, mir irgendwie mickrig vorkomme, in meinem Reden die Frauen nicht verschlucke und beispielsweise «Journalistinnen und Journalisten» sage, befällt mich auch heute noch ein etwa folgendermassen beschreibbares Gefühl: Du drängst die Männer zu weit in die Ecke, massst Dir zuviel Raum an, machst Dich zu gross in Deinen Sätzen, verhältst Dich einfach ungehörig dominant.

Dabei rückt mir die Welt wirklich näher, wenn ich die weiblichen Formen benutze. Rede ich von Sportlerinnen und Sportlern, bin ich schon fast mit in der Wettkampfarena. Das zeigt mir, wie toll es die Männer mit dem herkömmlichen Sprachgebrauch haben. Aber es zeigt mir auch, welches Ausmass an Zurückhaltung ich mir selbst aufzuerlegen gewöhnt bin. Die berühmte alte weibliche Selbstlosigkeit.

Raus aus dem Versteck oder Es lebe das Femininum

Da haben wir sie wieder. Aufopferung für andere. Warum haben nur so wenig Frauen Lust, sich stärker ins Bild zu setzen? Warum bescheiden sich die Frauen auf den unteren Rängen? Warum bleiben sie bei Männern, die sie schlagen??? Warum? Warum? Warum ist die Banane krumm? Ich glaube, dass alle Antworten, bis auf die letzte, in der gleichen Richtung angesiedelt sind. Der Glaube an die eigene Potenz fällt uns schwer. Dumpf spüren wir selbst im sprachlichen Sichtbarwerden das Risiko der eigenen Verantwortlichkeit und der Aufgabe männlichen Pseudoschutzes. Das klingt vielleicht übertrieben, ist aber ernst gemeint. Ich vermute, dass für viele Frauen das sprachliche Verschwinden so angenehme Momente hat wie das Verschwinden hinter einem «starken» Mann. Männern ermöglicht die Verdrängung des Femininums bei Personenbezeichnungen die Verdrängung eines menschlichen, gleichwertigen «alter». Was in der Abwehr einer nicht-sexistischen Sprache zum Ausdruck kommt, ist meines Erachtens die volle Anerkennung der Weiblichkeit als anderer, aber gleich starker Kraft neben der Männlichkeit. Es kommt dann noch eine beängstigende Sexualisierung der Sprache dazu. Plötzlich ist der Mensch nicht mehr Neutrum. Um dies zu bejahen, brauche ich auch in meinem sonstigen Leben einen freudvollen Umgang mit Sexualität im weitesten Sinne. Dies trifft wohl nur auf eine Minderheit zu.

In unserer Sprache fühle ich mich wie in einer neurotischen Liebesbeziehung, wo die Angst der einen und die Angst des anderen beide zusammenpappen wie klebrige Hustenbonbons. Nur, hier wie dort, ziehen die Frauen den Kürzeren. Niemand wird glücklich in dem «morschen Gebälk» (Luise Pusch), aber den Männern erlaubt die Sprache doch eine andere Entfaltung. Andererseits bürdet der herkömmliche deutsche Sprachgebrauch dem Mann eine Omnipotenz auf, der er gar nicht gerecht werden kann. Sie hindert ihn an einem realistischen Selbstbild. Sich selbst zu definieren im Bezug auf ein gleichwertiges Anderes hat der deutsche Mann nicht gelernt. Es kommen ihm Untergangspantastien. Männer mit wenig beschädigtem Selbstwertgefühl entdecken nach einer Phase notwendiger Trauerarbeit um die Aufgabe von Grössenphantasien und Aufgeblätheiten ihr wahres Selbst als Nicht-Gegnerisches.

Frauen müssen mit der neuen Sprache schmerzhaft realisieren, dass ihr Untergrund im Maskulinum ihnen nichts als Ohn-

macht gebracht hat. Sie kommen nicht darum herum, sich an die Möglichkeiten, aber auch an die Begrenzungen eigener Macht heranzutasten. Wenn ich mir sprachlich die Anwesenheit von Frauen immer wieder verdeutliche, z.B. in der Welt der Politik, indem ich mich auf Politikerinnen beziehe, wird mir dieser Menschenschlag besser ansiedelbar in der realen Welt. Auf Erreichbare kann ich besser Einfluss nehmen als auf Unerreichbare. Wenn ich nun tatsächlich anfangs, mich politisch zu rühren, wartet zunächst das Erlebnis auf mich, dass diese Personen auf eine viel plastischere Weise sich von mir gar nicht erreichen lassen wollen. Ich eröffne mir einen Zugang zur Welt und merke dadurch erst richtig, wie schmerzhaft schmal der Zugang wirklich ist. Indem ich meine Möglichkeiten und Kräfte erblicke, erkenne ich leider auch erst ihre Begrenzungen. Das alles macht Mühe. Darum bleiben viele wohl lieber gleich im Schneckenhaus.

Veränderung bedeutet Arbeit

Ich möchte jetzt noch ein anderes Argument für die Zählebigkeit des allumfassenden Maskulinums anführen:

Bei den einen ist es die gar nicht sooo selten auftauchende Lust, mit dem Herkömmlichen eins zu sein, das permanente Erleben von Widersprüchen zwischen mir und den Systemkonformen für Minuten zu vergessen.

Bei den anderen ist es die Unlust an der anstrengenden Veränderung des status quo überhaupt.

Ich zähle mich (arroganterweise vielleicht) zu den Ersteren. Manchmal überfällt mich eine solche Lust, in den tümlichen Schoss der deutschen Sprachfamilie zu rutschen, dass ich mein kritisches Bewusstsein einfach abstelle. Glücklicherweise (oder leider) geht dieses Abstellen mit einer solchen Steigerung von Schläffheit, Faulheit, Lebendigkeitsverlust einher, dass ich mich bald nicht mehr riechen kann und den Kritikapparat wieder anstelle.

Trotzdem bleibt, dass die Sprache so verdammt hintergebar ist. Sie bietet so unendlich viele Möglichkeiten, sich etwas vorzumachen. Nichts an ihr ist einklagbar. Sie flutscht einer wie ein Fisch durch die Finger, macht uns oft ein X für ein U vor. Aber gerade deshalb, weil sie kein Fixum ist in der Hand von irgendwem, ist sie Kampfplatz verschiedener gesellschaftlicher Kräfte. Wir sollten das Feld nicht den anderen überlassen.

Helga Kotthoff
Universität Konstanz

Zur Vertiefung der Erkenntnisse empfohlen: Luise F. Pusch: «Das Deutsche als Männersprache», Suhrkamp 1984